

**Literaturpreis 2020 der A und A Kulturstiftung
an Daniela Danz**

Dankesrede der Preisträgerin

Was für eine Freude! Im Hölderlin-Jubiläumsjahr 2020 erhalte ich den Preis einer Stiftung, die sich in einem so großen Maß um Hölderlins Werk, zumal das späte, verdient macht. Das ehrt mich außerordentlich. Und es ist mir ein großer Ansporn, weiterhin dem fernen Horizont dieses Werks entgegenzugehen, wohl wissend, dass er, schon allein deswegen, weil er in der Vergangenheit liegt, unerreichbar bleibt.

Hölderlins Werk, wie es mir das erste Mal in Gestalt einer Radiolesung des „Hyperion“, ich möchte fast sagen, in die Glieder gefahren ist, denn dieser Moment war absolut elektrisierend, begleitet oder vielmehr leitet mein eigenes Schreiben von Anfang an. Auch der Titel meines neuen, im Herbst bei Wallstein erscheinenden Gedichtbandes „Wildniß“, aus welchem Sie gleich einige Gedichte hören werden, bezieht sich auf das Hölderlinsche Verständnis dieses Begriffs, der im sogenannten *Homburger Folioheft*, welches sein Spätwerk der Jahre 1802 bis 1807 beinhaltet, vermehrt auftaucht und auf unterschiedliche Weise die Fläche absteckt, die sich seinerzeit durch den akuten Einbruch eines neuen Zeitalters, das wir heute das „Anthropozän“ zu nennen begonnen haben, auftat. Man muss es in Bezug auf diese Zeit durchaus nicht Anthropozän nennen, es reicht, die bekannten Fixsterne der Entwicklung aufzurufen: die Nachkantische Ära, der Beginn der Industrialisierung, der Globalisierung, des Orientalismus, des Technizismus, das Zeitalter vieler Erfindungen, die bis in die Moderne reichen: von der Dampfmaschine über Neuerungen in der Kartografie, im Militärwesen, neuen Ernährungsgewohnheiten, den Prämissen romantischen Kunstschaffens, von der Schutzimpfung bis zum elektrischen Licht und vom Heißluftballon bis zur Haltbarmachung von Lebensmitteln. Luxusgüter wie Zucker, Tee, Gewürze, Kaffee werden dank der billigen Arbeitskräfte in den Kolonien auch für das Bürgertum erschwinglich. Alles in allem – wir erkennen in der Zeit um 1800 uns – höchstens ein wenig verkleidet, wobei man sich selbst in einem Empirekleid heute nicht allzu fremd vorkäme. Die Widersprüche sind ähnliche. Schiller legt seinem Fiesco Anfang der 1780er Jahre in

den Mund „Sklaverey ist ein elendes Handwerk“, Anfang der 1790er Jahre nimmt er ein Dreijahresstipendium entgegen, das, wie er wissen musste, aus dem Vermögen des reichsten Plantagenbesitzers Dänemarks stammte. Er war in Not, hatte gerade eine fast tödliche Krankheit überstanden und seine frisch Angetraute zu versorgen. Welcher Autor und welche Autorin heute würde das Problem nicht kennen und sich dann doch mit einem *pecunia non olet*-Seufzer über die Sicherung seiner bzw. ihrer physischen Existenz freuen. Oder nehmen wir den Wald, mithin das, was wir heute als Umwelt bezeichnen. Die Winter der „Kleinen Eiszeit“ waren kalt und der Menschen waren es dank eines exponentiellen Bevölkerungswachstums viele. Es musste geheizt werden, man brauchte große Flächen Hutewälder für die Schweine, man wünschte Glas und Möbel zu den verschiedensten Anlässen, nicht mehr nur in der „ersten Welt“ des Adels, sondern auch in der „zweiten“ des Bürgertums: ein Chaiselongue, ein Sofa, einen Fauteuil, einen Teetisch, Tabaktisch, Spieltisch, Nähtisch ... und einen Schreibtisch, an dem die nun von Amerika bis Russland Handel treibende und schließlich durch Napoleons Feldzüge bis Ägypten und darüber hinaus in die Kolonien reichende Welt wieder geordnet und literarisch strukturiert werden musste. So viele drängende Probleme, wer mochte da in Zyklen des Waldwachstums denken. Die Hautevolee interessierte die Jagd, für die der Wald nichts als Staffage war, der Tagelöhner konnte sich nicht leisten, über den Tag hinauszudenken, und der bürgerliche Mann hatte alle Hände voll damit zu tun, Geld zu verdienen, während die bürgerliche Frau den restlichen Laden zusammenhalten musste. Immerhin, in den Adelshäusern, in deren Händen die Zukunft des Waldes lag, pflegte man mehrhundertjährige Legislaturperioden zu veranschlagen und Wald war damals wie heute in erster Linie Kapital. Eine Handvoll Forstbeamter begriff, dass alles darauf ankäme, ihn zu erhalten, aus Gründen, wie sie zu nennen begonnen hatten, der „Nachhaltigkeit“.

Dennoch, so vertraut uns die Crux jener Zeit scheint, so groß ist die historische Distanz von zweihundert Jahren. Ich wurde neulich in einem Interview gefragt, ob ich mich als Frau mit Susette Gontard, der Geliebten Hölderlins, identifizieren könnte und wie ich aus dieser Perspektive Hölderlin sähe. Aber ich habe, ehrlich gesagt, mich nie mit ihr identifiziert, wie könnte ich! Frausein im 20. Jahrhundert ist mit den Bedingungen weiblicher Selbstbestimmung im 18. Jahrhundert absolut inkommensurabel. Und dass vieles abzustreifen ist von den Unhintergebarkeiten der jüngeren

Literaturgeschichte, wenn man Hölderlins „vaterländischen“ Gedichten gerecht werden möchte, ist klar. Ist es uns letzten Endes aber möglich? Und selbst in poetischer Hinsicht kann ich im Grunde das rhythmische Ereignis der Verwendung des freien Versmaßes nachvollziehen, wenn das gebundene Sprechen für mich dem metrisch ungebundenen schon immer vollkommen selbstverständlich und ebenbürtig zur Seite gestellt war? Umso mehr jedoch bleibt die Bezugnahme auf Hölderlin, die fortgesetzte Lektüre, die sich wie ein roter Faden durch mein erschriebenes Leben zieht, fruchtbar, mit Hölderlin zu sprechen: „... wahrhaft das Fremde sich aneignen.“ Das vor allem erscheint mir eine Qualität des Hölderlinschen Werks, die ihresgleichen darin sucht, seinem Leser nie vertraut zu werden. Mir scheint, dass das schon der Kern der Goetheschen Kritik ist, Hölderlin solle doch lieber „kleine Gedichte [...] machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand [...] wählen“. Ich glaube, er meinte damit nicht nur die Meidung des Pathos und die gefälligere literarische Umsetzung, sondern auch die Allgemeinverständlichkeit, mithin die Vertraulichkeit der Texte mit ihren Lesern, oder sollte ich sagen, die Zutraulichkeit. Hölderlins Texte sind das zunehmend nicht. Und zwar, weil sie darauf nicht zielen, sondern auf das Gegenteil, das Fremde wollen sie in sich aufnehmen, sogar das sie Gefährdende. Manchen Texten, wie dem Gedicht *Mnemosyne*, für dessen Vertonung der Komponist Joachim Gies einen mit einem Kompositionsauftrag verbundenen Förderpreis der *A und A Kulturstiftung* erhalten hat, gelingt es kaum, die in verschiedenste Richtungen strebenden Verse zusammenzubinden, und wir sitzen vor den verschiedenen möglichen Fassungen dieses Gedichts wie Kai vor dem Puzzle der Schneekönigin (um hier mal etwas zu sagen, das auch meine Jüngste versteht, damit sie nicht einschläft).

Um die Grenzen des ihm gegebenen „nationalen“ Charakters der Dichtung zu überschreiten, um überhaupt Grenzen zu überschreiten, sucht Hölderlin förmlich das Fremde. Er weiß, dass er seiner bedarf, um über die Nachahmung der Griechen hinauszuwachsen, um zu einer neuen dichterischen „Sangart“ zu gelangen. Wie die Romantiker spürt er das Heraufziehen einer neuen Zeit, aber seine Antwort ist eine ganz andere und eigene, es lässt sich damit keine Front im Literaturbetrieb machen. Er kann sich nicht mit dem Fragment abfinden und seinen Frieden mit den Scherben eines holistischen Weltbildes machen, er will die gesprengte gottvergessene Welt noch einmal zu einem Ganzen zusammenfügen, nicht mehr zu dem, was einmal war,

sondern zu einem neuen, das sich seiner Risse und Brüche bewusst ist. Auch hierin bleibt er letzten Endes einzeln, auch hier ist er keiner Gruppe zugehörig, und nichts Vertrauliches ist an ihm. Das, wohinein er sich begibt, ist die unwegsame Wildnis, die seines Inneren und die einer neuen Zeit.

Süß ists, zu irren

In heiliger Wildniß [...] aus: Tinian

[...] Wildniß nämlich sind ihm die Alpen und

Das Gebirg', das teilet die Tale und die Länge lang

Geht über die Erd. Dort aber gehen mags nun. [...] aus: Unter den Alpen gesungen

[...] Vor allem, daß man schone

der Wildniß göttlichgebaut

im reinen Geseze. [...] aus: An die Madonna

Wildnis – *göttlichgebaute, heilige, unbeholfene Wildniß*, Hölderlin verwendet den Begriff nach 1802 in verschiedensten Zusammenhängen. Anke Bennholdt-Thomsen und Alfredo Guzzoni untersuchen in ihren *Analecta Hölderliniana* auch den Begriff der Wildnis und seinen Bedeutungswandel. Während die Wildnis in der 1800/1801 entstandenen Elegie *Brod und Wein* noch jener Ort ist, wo, dem landläufigen Verständnis entsprechend, Wölfe und andere wilde Tiere wohnen, scheint das, was Hölderlin nun mit Wildnis benennt, mehr zu sein als die unberührte Natur unzugänglicher Gebirge, Wälder oder Wüsten. Was dazwischen liegt, ist Hölderlins Fußreise von Nürtingen nach Bordeaux im Januar 1802 und seine Wanderung zurück. Ihm war bang vor dieser Reise, er „werde den Kopf ziemlich beisammen halten müssen“, schreibt er vor seiner Abreise an seinen Freund Böhlendorff. Fast auf den Tag genau ein Jahr später spricht er in einem zweiten Brief von den hinter ihm liegenden „Erschütterungen und Rührungen der Seele“, die ihn genötigt hatten, wieder zu Hause bei seiner Mutter Zuflucht zu suchen. An diese hatte er über die Schrecken seines Fußmarschs über die „gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne“, berichtet, „in Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole neben mir im rauhen Bette.“ Wir wissen wenig über diese Reise, die eigentlich einen neuen Lebensabschnitt an der Atlantikküste einleiten sollte. Wir

wissen nur, dass er verstört und in desolatem physischem Zustand wieder zurückkehrte. Und wir sehen, wie seine Gedichte sich danach verändern, wie die Syntax fast zerbricht, die Bedeutung sich verdunkelt, wie die Sprache an den Rand der Verständlichkeit getrieben wird – nicht tastend, sondern forciert und ihrem Duktus nach durchaus klar: „Es nehmet aber / Und gibt Gedächtnis die See, / Und die Lieb' auch heftet fleißig die Augen, / Was bleibet aber, stiften die Dichter.“ Das ist syntaktisch klar formuliert, wenn auch der Inhalt Rätsel aufgibt, und mündet ganz und gar in eine Sentenz – eine der berühmtesten ihrer Zeit. Und sie ist die Antwort darauf, was in der neuen Zeit noch Bestand hat: nämlich das dichterische Wort. Wobei der Dichter nicht nur Texte schreibt, er stiftet, denn der Dichter ist in dieser neuen säkularen Welt zugleich Prophet und Priester. Er gibt Orientierung im „vesten Buchstab“. Wie soll man sich in dieser globalisierten Welt zurechtfinden, wie sie ordnen, wie Ruhe in ihr finden und wie heimisch werden? Hölderlin stellt sich diese Fragen ebenso wie seine Zeitgenossen, aber die Antworten, die er in seinen Gedichten findet, sind nicht die seiner Zeitgenossen, denn kaum lassen sie sich in ihrer Konsequenz ertragen. Das ungeordnet chaotisch Wilde, das über alle und nicht zuletzt über ihn in der allerpersönlichsten Weise hereinbrach, sollte nicht gezähmt und abgewiesen werden, Hölderlin heißt es vielmehr als Katalysator willkommen, der das Hereinbrechen einer neuen Zeit beschleunigt, denn die alte, der viele seiner Zeitgenossen noch nachtrauerten, war für ihn nicht restaurierbar. Der Weg ging nur nach vorn, auch wenn, wie der griechische Begriff *κατάλυσις* sagt, er die „Auflösung“ all dessen bedeutete, was Sicherheit und Orientierung bot. Ihm bot ohnehin schon sehr lange nichts mehr Sicherheit, er hatte lernen müssen, aus sich selbst zu subsistieren. Und wer sonst als ein solcher, gegenwärtig heimatloser Mensch brächte die Kraft auf, mit der Hoffnung und Zuversicht eines an Idealen geschulten Geistes, die ihm wiederum unzerstörbare Heimat sind, alles der Wildnis anheimzustellen und trotz aller Furcht – denn er hatte sie kennengelernt, die unbarmherzige Wildnis – das Neue, Fremde, Unberechenbare, das Wilde herbeizusehnen.

Heute, da ganz sicher ist, dass wir das Zeitalter, in dem wir leben, das Anthropozän nennen müssen, denn die Folgen unserer Einwirkung auf die natürliche Welt sind nicht zu übersehen, ist das, was für Hölderlin und zu seiner Zeit noch Wagnis war, geradezu Notwendigkeit. Wir brauchen die wilde, unvernutzte Natur, wir brauchen die Allmende. Wir müssen einsehen, dass auch dem Menschen, der nur Friedens-

zeiten kennt, eine Sehnsucht nach dem Wilden, Chaotischen, Gewalttätigen innewohnt. Wir haben beobachten können, wie der Sprachgebrauch verwildert. Das alles ist da, und es muss, will man den Anspruch der Dichtung auf die Gegenwart nicht aufgeben, seinen Ort in der Dichtung finden. Hölderlins Antworten sind seine und die seiner Zeit. Dennoch, was mich leitet, ist die Unbedingtheit seiner Zeitgenossenschaft und die Unbedingtheit, mit der er sich seinen Themen aussetzt. Der Preis, den ich heute verliehen bekomme und der auch all jene ehrt, ohne die ich bei diversen Witterungslagen öfter mal die Orientierung verlieren würde, nimmt mich in die Gemeinschaft derer auf, die ihren Beitrag dazu leisten, sich gemeinsam um das Verständnis einer künstlerischen Zeitgenossenschaft zu bemühen. Ich danke sehr dafür!



Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).